



**START: 21.2.** Mit seiner Verfilmung von Heinz Strunks Roman „Der goldene Handschuh“ wagt sich Fatih Akin („Aus dem Nichts“) ins Epizentrum der Verkommenheit und des Selbsthasses

# SCHMIERSUFF IN BILDERN

Eine grausame wie tragische Figur: Jonas Dassler spielt den Hamburger Frauenmörder Fritz „Fiete“ Honka

Text: Sven Wiebeck

**W**er im August 2018 aus einer dieser echten Hamburger Eckkneipen am Lornsenplatz im Stadtteil Altona kam, wurde mehr als 40 Jahre in die Vergangenheit versetzt: Überall waren Autos aus den 60ern und 70ern zu sehen, wie Erwins Zeitschriftenladen gehörten sie zur Kulisse von „Der goldene Handschuh“. Regisseur Fatih Akin („Gegen die Wand“) verfilmte hier den gleichnamigen Roman und schaute dabei auch schon mal überraschend in Kneipen wie dem Katz & Kater vorbei. Mit der titelgebenden Kiezkaschemme Zum Goldenen Handschuh auf St. Pauli hat diese aber wenig gemein. Der Handschuh trägt heute den Beinamen Honka-Stube in der Leuchtreklame, nach dem Serienmörder Fritz Honka, der in den 70er-Jahren vier Frauen tötete, zerstückelte und in seiner Wohnung versteckte. Von ihm handelt das Buch. Akins Adaption feierte jüngst auf der Berlinale Premiere. Wir haben vorab mit ihm und Vorlagenautor Heinz Strunk über die Hintergründe des Projekts gesprochen.

„Kaputte Menschen, Außenseiter, Verlierer haben mich schon mein ganzes Leben lang angezogen“, erklärt Fatih Akin seine große Faszination für die Geschichte. „Ich empfinde für sie viel mehr Anteilnahme als für Gewinnertypen. Für mich sind es die spannenderen Figuren, weil sie komplexer sind und mehr Struktur haben. Und Honka ist der Kaputtteste von allen, da interessiert der mich natürlich besonders.“

Strunk war an der Entwicklung des Films nicht wirklich beteiligt, das Drehbuch hat Akin verfasst. Allerdings habe er dem Autor der Vorlage die jeweils aktuelle Version geschickt, hier und da noch mal nachgefragt. „Bei Kleinigkeiten“, sagt Strunk. „Die Dialoge sind fast alle wörtlich übernommen, was auch sehr sinnvoll ist. Aber es gibt ja Filmemacher, die den Ehrgeiz haben, dann auch noch ihre eigenen Dialoge reinzupacken.“

Jonas Dassler („Das schweigende Klassenzimmer“) ist nicht wiederzuerkennen. Er, Anfang zwanzig, mimt Fritz „Fiete“ Honka. Das Gesicht des verwahrlosten Frauenmörders ist nach einem Unfall entstellt, auch geistig ist er durch Missbrauch und Gewalt in seiner Jugend gezeichnet. Der Trailer fängt das Zeitkolorit der 70er gut ein. Gescheiterte Existenzen wie Soldaten-Norbert, Nasen-Erni und Kola-Rum-Waltraud treten auf – Stammgäste der abgeranzten Traditionskneipe, in der Fiete seine ebenso heruntergekommenen Opfer findet. So wie man sie sich nach der Lektüre des seitenweise ekelerregenden Romans vorstellt.

Der Film konzentriert sich auf die Kiezwelt, auf Honka und sein Umfeld. Im Buch erzählt Strunk noch von der Reederfamilie von Dohren. „Als Korrektiv, 250 Seiten Honka-Elend wären zu ermüdend gewesen“, sagt er. Für die zwei Stunden eines Films war dieser Handlungsstrang jedoch zu viel. „Bei Literaturverfilmungen zerlegt man den Roman in das, was ich im Film sehen will und was nicht“, ergänzt Akin. Danach habe er die Chronologie der Ereignisse etwas verändert. Am Ende erzähle der Film weniger von der Kneipe als Biotop, sondern von dem Serienmörder, der eine Stammkneipe hat, die für ihn eine Ersatzfamilie ist. Trotzdem: „Er ist eng am Buch.“

Die Idee zu diesem kam Strunk 2010, nachdem er selbst in den Goldenen Handschuh geraten war. In der Folge war er ▶



Regisseur Fatih Akin (l.) und sein Hauptdarsteller



Meeting mit Wasser statt Fanta-Korn, kurz Fako



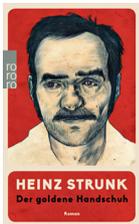
Auf alt getrimmt: Jonas Dassler (l.) und die Kulisse

»NIRGENDWO  
KLINGT DEUTSCH  
SO **SEXY** WIE  
IN HAMBURG«

FILMEMACHER FATIH AKIN



Hier stinkt's gewaltig: Fiete hat Gerda Voss (Margarethe Tiesel) mit nach Hause genommen



**DER GOLDENE HANDSCHUH** ist der siebte Roman des Hamburger Autors Heinz Strunk. Der 56-Jährige wurde als

Mitglied von Studio Braun bekannt, 2004 erschien sein Debütroman „Fleisch ist mein Gemüse“. Für „Der goldene Handschuh“, erschienen 2016, wurde Strunk mit dem Wilhelm-Raabe-Literaturpreis geehrt. Der Tatsachenroman diente bereits als Vorlage für das gleichnamige Theaterstück, das im November 2017 am Hamburger Schauspielhaus uraufgeführt wurde. Vor dem Dreh des Kinofilms war laut Strunk „auch mal Thema, eine Serie aus dem Stoff zu machen“. Nun soll noch ein Comic folgen.

► öfter dort, und irgendwann meinte der Wirt, Sascha Nürnberg: „Mensch, hier passiert so viel, da müssen wir eigentlich mal was draus machen.“ Eine Anekdotensammlung aus einer Kneipe ist für mich aber keine tragende Idee für einen Roman, und da bin ich auf die Honka-Geschichte gekommen“, erzählt der 1962 in Hamburg-Harburg geborene Strunk. „Die Kneipe ist tough und kann einem auf den ersten Blick schon Angst einflößen“, meint Akin. Gegen Ende der Drehzeit ist sie ihm ans Herz gewachsen, „aber gefährlich ist sie immer noch“.

Ursprünglich hatte Strunk mal darüber nachgedacht, über Jürgen Bartsch zu schreiben, der in den 50er-Jahren in der Nähe von Essen vier Jungen ermordet hat. Für ihn der psychologisch viel komplexere und interessantere Fall. „Doch zum einen waren die Fälle so hart, da verbietet sich jede humoristische Herangehensweise. Zum anderen ist mir das damalige Essen echt zu fremd. Als Autor sollte man wissen, worüber man schreibt.“

Ihm gefällt, dass Fatih Akin, Jahrgang 1973, sein tragikomisches Buch verfilmt hat: Eben weil er Hamburger ist und alles genauso kenne und sich vorstellen könne wie der Schriftsteller. „Ich war mir sicher, dass er auch die Ambivalenz der Geschichte mit ein bisschen Humor und Härte einfängt.“

Für den „Soul Kitchen“-Regisseur war der Ekelfaktor ein Must, er wollte einen Film schaffen, in dem man den Geruch förmlich sieht. Daneben habe ihn besonders die Sprache gereizt, der Hamburger Akzent. Akin betont allerdings: „Der Film lebt nicht von spektakulären Hamburg-Bildern, sondern stellt mehr das Innenleben der Figur dar. Dennoch erzählt er ein Stück Hamburger Geschichte, und meine Aufgabe war es, das Umfeld glaubhaft darzustellen.“ Und es ist gut, wenn man als Regisseur weiß, was man filmt. ■

**A**ls ich Ihr Buch gelesen habe, musste ich an Patrick Süskinds „Das Parfum“ denken. Ich konnte den Gestank förmlich riechen. Können Sie diese Assoziation nachvollziehen?

„Das Parfum“ ist unbestritten eines der besten Bücher der Nachkriegszeit. Als es 1983 erschien, habe ich es fünf-, sechsmal gelesen. Da kommt ein wirklich genialer Plot mit einer relativ guten Stilistik zusammen. Was fantastisch ist, aber eben komplett erfunden. Mein Buch ist ja eine Art Tatsachenroman, so ein bisschen wie „Kaltblütig“ von Truman Capote.

Sie verwenden eine sehr derbe, explizite Sprache. War das von vornherein klar, oder

hat sie sich während des Schreibens in diese Richtung entwickelt?

Das war klar, das geht bei dem Stoff gar nicht anders. Ich kann es jedenfalls nicht. Andere Schriftsteller würden es wohl nicht so ausführlich ausdrücken können – oder wollen. Es wäre aber Quatsch, das Ganze irgendwie freundlicher zu gestalten.

Ihr Roman ist mehr als eine Bodensatzgeschichte über gestrandete Existenzen: zugleich Psychogramm und Milieustudie über die Grenze sozialer Schichten hinaus. Genau. Verwahrlosung und Elend gibt es halt auch in den höheren Ständen. Und beim Erzählen habe ich die Tonalität dem jeweiligen Milieu angepasst. Das war gewissermaßen die sportliche Herausforderung, stilistisch betrachtet. Sie hatten die Akten zum Fall Honka aus dem Staatsarchiv Hamburg als Grundlage. Haben Sie irgendwelche besonders drastischen Ereignisse weggelassen?

Nee, aber mehr geht, glaube ich, auch nicht. Wenn er nicht real gewesen wäre, würde man sich möglicherweise gar nicht vorstellen können, dass es so etwas gegeben haben könnte. Ich habe die Fakten so aufbereitet, dass sie lesbar sind, mit einem gewissen Anspruch auf Wahrhaftigkeit, der bereits im Stoff steckt. Der Stoff führt einen sozusagen in die Richtung, in die die Geschichte gehen muss. In dem Fall war es so, dass ich keineswegs vorhatte, den Honka besonders empathisch zu beschreiben. Ich wollte den Fall irgendwie aufdröseln,

und während des Schreibens hat er sich eben in diese Richtung entwickelt.

Bei Ihnen funktioniert viel über die präzise Figurenbeschreibung. Auch Szenerien entwickeln sich häufig über diese.

Ganz entscheidend ist: Ich muss mir die Dinge vorstellen können, dann kann der Leser das hoffentlich auch. Und die detaillierte Beschreibung, wie die Leute da ausgesehen haben, finde ich sehr wichtig. Mir wird ja gern vorgeworfen, ich würde die Menschen an der Realität vorbei beschreiben, auch in anderen Zusammenhängen. Jeder, der das behauptet, kann ja mal einen Nachmittag an der Autobahnraststätte verbringen oder über den Hamburger Dom gehen. Das Ausmaß an Deformation ist enorm. Hatten Sie die Befürchtung, dass der Film alles zu sehr auf den Ekelfaktor reduziert? Nein. Folgendes: Wenn jemand ein Buch verfilmen möchte, dann hat er komplett freie Hand, das so zu tun, wie er möchte. Für den Autor ist das immer eine Win-win-Situation. Wird der Film schlecht, mindert das die Qualität des Buchs nicht, wird der Film gut, umso besser. Buch ist Buch, Film ist Film. Für mich ist das Thema irgendwann abgeschlossen.

Mit welchem Wort würden Sie die Kneipe Zum goldenen Handschuh beschreiben? Unterhaltsam.

Und wann hatten Sie Ihren letzten Fako? Das ist schon sehr lange her. Ich trinke das selbst aber eigentlich auch nicht.

*Interview: Sven Wiebeck*

»ES WÄRE QUATSCH,  
DAS GANZE FREUNDLICHER  
ZU ERZÄHLEN«

**INTERVIEW** Er hat das schöne Wort Schmiersuff erdacht. Mit uns hat Heinz Strunk über die Entstehung seines Buchs „Der goldene Handschuh“ gesprochen